

Sharon Garlough Brown

SPUREN

DEINES

Lichts

Roman

Aus dem Amerikanischen von Eva Weyandt

*Für David, meinen geliebten Sohn.
Du inspirierst mich mit deinem Mut, deinem Mitgefühl und deiner
Weisheit. Worte können nicht ausdrücken, wie sehr ich dich liebe
und wie stolz ich auf dich bin.*

*Es leuchtet in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht
auslöschen können.*

Johannes 1,5

Inhalt

Teil 1: Auch dort	13
Teil 2: Ausgelaugt	109
Teil 3: Wachsam sein	191
Teil 4: Auch das Dunkel	295
Anmerkungen, Hinweise und Anlaufstellen für Betroffene	409

Vorwort

Wenn man einen Roman schreibt, ist ein wesentlicher Schritt dabei der, Namen für die Figuren zu finden. Und manchmal bieten sich Namen auf eine Weise an, die man als Autorin nicht vorhersehen kann. Der Name „Wren“ ist ungewöhnlich – in Amerika ebenso wie in Deutschland. Deshalb möchte ich Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, kurz berichten, wie es zu diesem Namen kam.

Im Frühling 2016, ein paar Monate, bevor ich mit dem ersten Entwurf von *Wohin du mich auch führst* begann, kam mir ein Name für eine Romanfigur in den Sinn. Da mir klar war, dass diese Figur nicht in die *Unterwegs mit dir*-Reihe gehören würde, notierte ich mir ihn nicht. Als ich einige Zeit später versuchte, mich daran zu erinnern, fiel er mir nicht mehr ein. Und ich merkte, dass ich das sehr bedauerte. Der Name, der mir zunächst so wichtig zu sein schien, war verloren. Das dachte ich jedenfalls.

Ein paar Wochen später saß ich auf unserer Veranda, den Laptop vor mir, als ein Stück vor mir auf dem Geländer ein kleiner Vogel landete. Ich beobachtete ihn und dachte: *Du hast ja Mut, so nah heranzukommen*. Und dann kam er noch dichter heran. Er hüpfte direkt auf mich zu und blieb ein paar Zentimeter vor meinem linken Fuß sitzen. Ich wagte nicht, mich zu regen. Das Vögelchen flog hoch auf meinen Stuhl und hüpfte auf der Armlehne entlang, dann auf meinen Laptop, wo er auf den Tasten herumhopste. Irgendwann landete er auf meinem rechten Knie, dann auf dem linken, bevor er sich wieder dem Laptop widmete und nach den Tasten pickte. Mittlerweile wagte ich kaum noch zu atmen. Schließlich flog der Kleine wieder auf das

Verandageländer rechts von mir, streifte noch kurz das Windspiel, das darüberhing, und flog davon.

Einen Moment lang saß ich wie erstarrt da mit dem Gefühl, dass ich soeben „himmlischen Besuch“ erhalten hatte. Das war ganz sicher kein typisches Verhalten für einen Vogel! Ich ging ins Haus, holte mir mein Vogelbestimmungsbuch und sah mir die Bilder an. Ich wusste drei Dinge: Er war sehr klein, er war braun, und die Schwanzfedern standen in einem 45-Grad-Winkel nach oben. Mein Buch identifizierte ihn als „Wren“ – ein Zaunkönig. Mir kamen die Tränen. Denn das war der Name der Figur gewesen, den ich mir nicht notiert hatte.

Als ich dann schließlich an *Spuren deines Lichts* schrieb, schenkte ich Wrens Mutter Jamie eine Variation dieses heiligen Moments. Aus dem gewöhnlichen amerikanischen Zaunkönig machte ich einen australischen „Fairywren“, einen Prachtstaffelschwanz – ein sehr kleiner Vogel mit leuchtend blauem Brustgefieder.

Wie der Vogel, der mich an jenem Tag besuchte, beweist auch Wren großen Mut. Ich hoffe, dass sie für Sie zu einer Botin der Gnade, des Trostes und der Inspiration wird. Und ich wünsche Ihnen, dass Sie beim Lesen dieses Buches dem Herzen Gottes ganz nahekommen.

Mit Segenswünschen
Sharon Garlough Brown

Wünschte ich mir: „Völlige Dunkelheit soll mich umhüllen, das Licht um mich her soll zur Nacht werden!“ – für dich ist auch das Dunkel nicht finster; die Nacht scheint so hell wie der Tag und die Finsternis so strahlend wie das Licht.

Psalm 139,11–12

Teil 1

AUCH

DORT

Wie könnte ich mich dir entziehen; wohin könnte ich fliehen, ohne dass du mich siehst? Stiege ich in den Himmel hinauf – du bist da! Wollte ich mich im Totenreich verbergen – auch dort bist du! Eilte ich dorthin, wo die Sonne aufgeht, oder versteckte ich mich im äußersten Westen, wo sie untergeht, dann würdest du auch dort mich führen und nicht mehr loslassen.

Psalm 139,7–10

Es ist so wunderschön hier, wenn man nur ein gutes und ungetrübtes Auge besitzt, ohne viele Strahlen darin. Aber wenn man das hat, dann ist es überall wunderschön.

Vincent van Gogh, Brief an Theo, London, 31. Juli 1874

Prolog

Februar

Es war das Seufzen gewesen, so stand es in dem Zeitungsartikel, dieses schreckliche Seufzen, das in der Morgendämmerung die Aufmerksamkeit der Frau erregte und sie an den Strand hinunterführte. Sie sagte, die Schreie der jungen Wale seien am schlimmsten gewesen. Sie hätten aufgeregt mit den Flossen geschlagen und ihr Stöhnen habe besonders gequält geklungen.

Wren Crawford klappte ihren Laptop zu und schob ihr Sandwich auf dem Schreibtisch zur Seite. Sie hatte wirklich Besseres zu tun, als in ihrer Mittagspause Artikel über Wale zu lesen, die am anderen Ende der Welt zu Hunderten gestrandet waren. Im Augenblick schaffte sie es doch kaum, das Leid zu verkraften, mit dem sie bei ihrer Arbeit mit traumatisierten Frauen und Kindern im Bethel-Haus konfrontiert wurde. Da brauchte sie sich nicht auch noch mit Informationen über eine möglicherweise aussichtslose Rettungsaktion zu belasten. Ihr Therapeut Dr. Emerson würde ihr zustimmen. *Lassen Sie Tragödien, die sich nicht in Ihrer unmittelbaren Nähe abspielen, möglichst nicht an sich herankommen.* Bei ihrer Arbeit hatte sie Tag für Tag mit genug Tragödien zu tun.

Sie konzentrierte sich auf die Kinderzeichnungen an den Akten-schränken und versuchte mit aller Kraft, das Bild abzuschütteln. Aber es gelang ihr nicht. Immerzu sah sie die ehrenamtlichen Helfer vor

sich, wie sie mit ihren Eimern unentwegt Wasser schöpften und die überlebenden Wale damit übergossen, um sie kühl und feucht zu halten, und wie sie bei Flut mit aller Kraft versuchten, die Tiere ins Wasser zurückzudrängen. Wenn ihnen das gelungen war, bildeten sie eine Menschenkette, um zu verhindern, dass die geretteten Wale wieder an Land zurückkehrten. Hunderte Kadaver lagen bereits an den Stränden Neuseelands. Erst nach mehreren Tagen würde sich zeigen, ob ihre Bemühungen erfolgreich gewesen waren.

Wren nahm ihr Telefon zur Hand und schrieb Casey, ihrem besten Freund seit Schultagen, eine SMS. Bestimmt würde er sie wegen ihrer Überempfindlichkeit necken, aber wenn einer Verständnis für sie hatte, dann er.

Brauche eine kleine Ablenkung, schrieb sie.

Wovon?

Gestrandete Wale in Neuseeland.

Wie wäre es mit kleinen Kätzchen, die irgendjemand ausgesetzt hat?

Wren wählte seine Nummer. „Wie viele?“

„Drei.“

„Wo?“

„Im Müllcontainer. Ich habe ihr klägliches Maunzen gehört, als ich den Müll rausbrachte.“

Für solche Grausamkeiten konnte Wren einfach kein Verständnis aufbringen. Weder gegenüber Tieren noch Kindern noch irgendwelchen anderen Lebewesen, die schwach und verletzlich waren. „Wo sind sie jetzt?“

„Sie spielen gerade mit meinen Schnürsenkeln. Und – aua! – sie beißen mich. Hey, Theo, nimm das als Spielzeug.“

„Du hast ihnen bereits Namen gegeben?“

„Nur einem.“

„Hast du mit Brooke darüber gesprochen?“

Er lachte. „Noch nicht. Ich weiß nicht so genau, wie sie zu Katzen steht.“

Wren hoffte nur, dass Caseys Verlobte, die in einem anderen Bundesstaat lebte, damit einverstanden war. „Du hast ein gutes Herz, Casey.“

„Oder ich bin einfach nicht in der Lage, niedlichen kleinen Lebewesen zu widerstehen.“

„Wie auch immer ...“ Eine Kollegin erschien im Türrahmen. In ihrem Gesichtsausdruck konnte Wren lesen, dass es wieder einmal einen Notfall gab. Wren hielt einen Finger in die Höhe, um ihr zu bedeuten, dass sie gleich für sie da wäre. „Ich muss Schluss machen. Aber vielleicht könntest du dich erkundigen, ob es irgendwo in der Nähe eine Katzenauffangstation gibt? Und vermutlich müssen sie von einem Tierarzt untersucht werden. Wie sieht dein Terminplan aus? Ich muss heute lange arbeiten.“

„Das geht schon. Ich übernehme das. Heute sind keine Aufnahmen geplant.“ Casey, der freiberuflich Videofilme drehte, hatte in den vergangenen Monaten an einem Film über Menschenhandel in West Michigan gearbeitet. „Aber komm doch nach der Arbeit vorbei, Wrinkle, okay? Ich muss mit dir reden.“

„Okay.“ Sie biss ein letztes Mal in ihr Sandwich. „Und falls du keinen Platz für sie findest ...“

„Ich weiß, keine Sorge. Dann behalte ich sie hier, bis wir eine Lösung gefunden haben. Ich kann nur hoffen, dass sie in der Zwischenzeit nicht meine Couch anknabbern.“

„Danke, Casey. Du bist der Beste.“

„Jeder von uns bringt Licht in seine eigene kleine Ecke der Welt, nicht?“

Ja, dachte sie, während sie durch den Flur eilte. Leuchte in alles hinein, was dunkel und zum Verzweifeln ist.



Es gab eine Zeichnung von ihrem Lieblingsmaler Vincent van Gogh, eine Bleistift-, Kreide- und Tuschezeichnung von einem knorrigen Baum mit freigelegten Wurzeln – halb ausgerissen von einem Sturm, und trotzdem krallte er sich in die Erde. Vincent hatte in diesen Wurzeln ein Bild gesehen für den Kampf ums Überleben, das Ringen um Hoffnung. Er kannte das.

An dieses Bild musste Wren denken, als ihre Kollegin von ihrem neuesten Notfall berichtete: Eine Mutter war von ihrem Lebensgefährten zusammengeschlagen worden, der seinen Freunden ihre vierjährige Tochter zur Verfügung gestellt hatte, damit sie sich mit ihr vergnügten. Die Frau war früher von der Arbeit nach Hause gekommen und hatte ihn auf frischer Tat ertappt.

Wren hatte das Gefühl, sich jeden Moment übergeben zu müssen oder in Ohnmacht zu fallen. Sie brauchte einen festen Halt. Genau wie Vincents Baumwurzeln. Sie umklammerte die Kante des Tisches, an dem sie mit Allie saß.

„Brauchst du eine Minute?“, fragte Allie.

Wren nickte.

Allie legte den Polizeibericht zur Seite. „Wenn wir in Chicago oder Detroit leben würden, dann würde mich so etwas vielleicht nicht überraschen, aber in Kingsbury ...“

Genau. Im College war Wren fassungslos gewesen über die Statistiken zum Thema „Missbrauch und Menschenhandel in West Michigan“. Damals hatte sie den Entschluss gefasst, für die Opfer da zu sein und ihnen wenn möglich zu helfen. Aber die Dunkelheit war nicht aufzuhalten.

Sie biss sich auf die Lippe. Nein, sie würde ihren Tränen nicht nachgeben. Denn wenn sie jetzt anfangen zu weinen, würde sie nicht mehr aufhören können. *Passiert das häufiger?*, hatte Dr. Emerson sie vor einigen Wochen gefragt. *Dass Sie weinen und nicht mehr aufhören können?*

Nicht oft. Aber manchmal.

Auf der Arbeit? Nein. Auf der Arbeit gelang es ihr, sich zusammenzureißen. Aber es fiel ihr zunehmend schwer, ständig unter Hochspannung zu stehen, immer auf die nächste Krise zu warten, immer befürchten zu müssen, dass sie die Kontrolle verlor und zusammenklappte.

Wren senkte den Blick auf ihre Hände und dachte an Vincents schiefen Baum, der so stark zur Seite hing, dass er jeden Augenblick umkippen konnte.

Wären Sie bereit, intensivere Hilfe in Anspruch zu nehmen?, hatte Dr. Emerson gefragt. *Oder vielleicht eine Auszeit von der Arbeit?*

Das ging nicht. Die Personaldecke war auch so schon dünn genug, und ständig kamen neue Kinder mit ihren Müttern ins Bethel-Haus. Sie schaute durch das Fenster hinaus in den trüben Februartag. „Bei den kleinen Walen ist es besonders schlimm.“

„Wie bitte?“

Sie hatte nicht gemerkt, dass sie laut gesprochen hatte. „Nichts.“

Allie hielt inne und fragte schließlich: „Alles in Ordnung? Ich meine, nicht nur im Augenblick, sondern ganz allgemein. In letzter Zeit scheinst du irgendwie neben dir zu stehen.“

Wren bemühte sich, diese Beobachtung als Sorge zu werten und nicht als Kritik. „Ich schätze, meine Arbeit fordert langsam ihren Tribut.“

Allie nickte. „Lass nicht zu, dass der Feind dich runterzieht. Wir stehen hier an vorderster Front, richtig? Du musst mit deinem Schild des Glaubens die Dunkelheit zurückdrängen. Das müssen wir alle tun.“

Wren seufzte. „An manchen Tagen habe ich nicht viel Kraft zum Kämpfen.“

„Das verstehe ich. Mir geht es genauso. Darum müssen wir immer wieder unseren Geist erneuern. Wir müssen unsere Gedanken in die richtigen Bahnen lenken, weil uns das alles“, Allie deutete zum Flur, „runterziehen will.“

Und an den Tagen, an denen Wren nicht die Kraft hatte, ihre Gedanken in die richtigen Bahnen zu lenken und ihren Geist zu erneuern? An den Tagen, an denen der Sog von Traurigkeit und Angst so stark war, dass sie ihm nichts entgegenzusetzen hatte? Was dann?

Allie schien ihre Gedanken lesen zu können. „Was wir fühlen, ist zweitrangig. Wir müssen in Gottes Wort gegründet bleiben. Nur so können wir überleben. Der einzige Weg durch die Dunkelheit hindurch ist das Gebet. Das *unablässige* Gebet.“

Aber wenn es um sie herum nur Dunkelheit gab, konnte Wren nicht beten. Sie hatte dann nicht die Kraft, in der Bibel zu lesen oder mit Gott zu reden. Aber das würde sie Allie nicht sagen, denn das Letzte,

was sie zusätzlich zu ihrer Niedergeschlagenheit gebrauchen konnte, waren Schuldgefühle und die Angst vor Verurteilung. Entschlossen schob sie ihren Stuhl zurück. „Ich gehe jetzt mal rüber und begrüße Evelyn und ihre Mutter.“

Mitfühlend blickte Allie sie an. Oder war da eher Mitleid in ihrem Blick? „Pass auf: Wie wäre es, wenn wir heute mal tauschen und ich das Aufnahmegespräch führe?“

Wren wollte widersprechen. Sie wollte Allie versichern, dass sie durchaus in der Lage war, diesen Fall zu übernehmen, und ihr beweisen, dass sie emotional und geistlich gerüstet war, den guten Kampf zu kämpfen und die Dunkelheit zu besiegen. Aber ihr fehlte die Kraft zum Tapfersein. Und außerdem: In Anbetracht der rechtlichen und medizinischen Konsequenzen, die in Fällen wie diesen drohten, durfte sie nicht riskieren, etwas zu übersehen. Oder vor anderen zusammenzubrechen. Darum erwiderte sie: „Okay. Danke, Allie.“

„Das würdest du doch auch für mich tun.“ Allie nahm die Akte zur Hand. „Deine Mittagspause ist noch nicht zu Ende. Geh doch in den Kunstraum. Atme tief durch und komm zur Ruhe.“

Gute Idee. Wren nahm ihr Handy aus der Schreibtischschublade, machte sich auf den Weg zum Kunstraum und schloss die Tür hinter sich. Sie würde malen und dabei Musik hören. Das würde sie beruhigen. Sie nahm einige Tuben Acrylfarbe aus dem Vorratsschrank, stellte eine Staffelei und eine kleine Leinwand auf und wählte ihr Lieblingslied „Vincent“¹ aus. Das inspirierte sie immer.

Starry, starry night, sang Don McLean, während Wren das Himmelblau auf ihre Palette drückte. Wie Vincent würde auch sie heute in Blau- und Grautönen malen.

Du schaust hinaus in einen Sommertag mit Augen, die die Dunkelheit in meiner Seele kennen. Vincent kannte es. Er verstand es. Er war ein Gefährte in der Dunkelheit.

Wren mischte das Blau mit einem Klecks Violett, bis es beinahe Schwarz war. Mit energischen Pinselstrichen trug sie die Farbe dick auf, formte das Dunkle zu düsteren Bergen und Höhlen. Einige Pinselstriche Gelb würden den Himmel aufhellen, aber eigentlich wollte

sie den Himmel gar nicht aufhellen. Die violette Dunkelheit beruhigte sie.

Sie trat von der Staffelei zurück und vertiefte sich in die Szene. Das Violett würde sie mit Grau mischen und ein bedrohliches Wolkengebilde daraus entstehen lassen. Ohne eine Spur von Licht. Nicht wie bei Vincents Dunkelheit, durch die immer ein Licht hindurchschimmerte.

Lassen Sie es, wie es ist, würde Dr. Emerson vermutlich sagen. *Wenigstens malen Sie.*

Sie musste sich wirklich Zeit nehmen, wieder häufiger zu malen, besonders wenn sie sich gestresst fühlte. Sich mit Kunst zu beschäftigen, hatte ihr immer gutgetan – nicht nur, indem sie selber malte, sondern vor allem, indem sie Vincents Kunst betrachtete.

Als Kind hatte sich Wren in seine Gemälde verliebt und über Jahre hinweg die aufrichtige Poesie seiner Briefe studiert und sich daran erfreut. Ihre Abschlussarbeit im College hatte die ausgeprägte Spiritualität seiner Kunst und die Helldunkelmalerei seines leidvollen, von fröhlichen Augenblicken durchsetzten Lebens zum Thema gehabt. Sie hatte sich mit den von einem „Lichtstrahl von oben“ durchzogenen Schatten der Verzweiflung, wie er es nannte, beschäftigt. In seinen Briefen, seinen Skizzen, seinen Gemälden – sogar in den besonders düsteren – leuchtete immer eine Andeutung von Hoffnung auf.

Mit Augen, die die Welt gesehen haben und nicht vergessen können ...

Wie sehr sie sich wünschte, sie könnte sehen und vergessen! Wren legte ihr Palettenmesser aus der Hand und strich eine Strähne ihrer kurzen dunklen Haare aus den Augen. Sie beneidete Menschen, denen das gelang. Aber sie hatte es noch nie gekonnt und würde es vermutlich auch nie können. Sozialarbeiter, Künstler, Pflegekräfte, Menschen des Glaubens und des Mitgefühls – ihre Aufgabe war es zu sehen, ohne sich das Leid anderer zu sehr zu Herzen zu nehmen.

Am Waschbecken drückte sie die Borsten ihrer Pinsel zusammen, um die Überreste der dunklen Farbe auszuwaschen. Vielleicht würde sie die Kinder heute lieber malen statt zeichnen lassen. Dann konnte sie die verwendeten Farben analysieren, die Bilder auf Hinweise auf

ein Trauma prüfen und ihre Beobachtungen in die jeweilige Akte eintragen.

Mit lauwarmem Wasser wusch Wren sich die Hände, während sie über die Schulter hinweg ihr Werk betrachtete. Welche Schlussfolgerungen würde ein Betrachter ziehen, wenn er das Bild anschaute? Was würde Dr. Emerson in ihrer Akte notieren? Sie drehte den Wasserhahn zu, nahm ihre Palette wieder zur Hand und tauchte ihren breitesten Pinsel in graue Farbe. Damit übermalte sie die ganze Leinwand und löschte jeden kleinsten Hinweis auf ihr Werk aus.

Sie durfte der Melancholie keinen Raum geben. Für die Kinder musste sie stark sein. Für die Frauen musste sie Hoffnung verbreiten. Sie musste sich zusammenreißen und Widerstandskraft zeigen. Das hatte sie schon mehrmals geschafft. Und sie würde es auch heute schaffen. In all dem Chaos und dem Aufruhr konnte sie sich festklammern wie Vincents Wurzeln. Und weitermachen.

1

Oktober

Zeit für Ihre Medikamente, Wren.“ Kelly, eine der freundlicheren Krankenschwestern, betrat das Zimmer mit einem kleinen Plastikbecher mit Tabletten und einem Glas Wasser.

Wren legte ihren Bleistift zur Seite. Sie war so in ihre Zeichnung vertieft gewesen, dass sie die Aufforderung der Schwestern, zum Schwesternzimmer zu kommen, um die Medikamente abzuholen, glatt überhört hatte. Kelly schimpfte zum Glück nicht.

„Das ist wirklich gut“, bemerkte sie, als sie Wrens Skizze einer Frau, die einen Eimer trug, betrachtete. „Ich wusste gar nicht, dass Sie malen können.“

„Ist nur so ein Hobby.“

„Na ja, ich kann nicht viel mehr als Strichmännchen zeichnen.“ Kelly reichte ihr den Becher. „Ich bin froh, dass Sie malen.“

Es gab nicht viel anderes zu tun. Schlafen, malen, an den Gruppenstunden teilnehmen. Nachdem die lähmende Lethargie endlich gewichen und die rasenden, beängstigenden Gedanken in Wrens Kopf langsam zur Ruhe gekommen waren, drängten ihre kreativen Impulse wieder nach oben. Pflichtbewusst schluckte sie ihre Tabletten.

„Die anderen sind gerade zum Frühstück nach unten gegangen“, erklärte Kelly. „Ich würde Ihnen ja gern ein Tablett ins Zimmer bringen, aber das sieht Dominic nicht gern.“

Nein, allerdings nicht. Ihr neuer Fallmanager hatte Wren klare Anweisungen gegeben. Er fand es wichtig, dass sie so oft wie möglich Gemeinschaft suchte. „Ich komme gleich.“

„Ich begleite Sie nach unten. Kommen Sie doch zum Schwesternzimmer, wenn Sie so weit sind.“

Wren wartete, bis Kelly den Raum verlassen hatte, bevor sie sich wieder ihrer Zeichnung zuwandte. Wenn sie das Bild der gestrandeten Wale nach all den Monaten, die vergangen waren, seit sie den Artikel gelesen hatte, immer noch nicht aus ihren Gedanken vertreiben konnte, dann musste sie eben damit arbeiten.

Das hatte Dr. Emerson ihr bei ihrer letzten Sitzung empfohlen, kurz bevor er im Juni in den Ruhestand gegangen war. *Seien Sie offen für das, was das Bild Ihnen offenbaren möchte. Und machen Sie einen Termin bei einem meiner Kollegen.*

Aber Wren hatte keinen Termin bei einem anderen Therapeuten gemacht. Sie hatte die Veränderung satt, und es kostete sie zu viel Energie, mit jemand anderem noch einmal ganz von vorn anzufangen. Falls sie überhaupt einen Therapeuten fand, mit dem sie zurechtkam. Das war immer eine Herausforderung. Und wenn man dann endlich einen guten gefunden hatte, zog er weg. Oder die Therapeutin ging in Mutterschutz und kam nicht zurück. Oder die Therapie wurde von der neuen Krankenkasse nicht übernommen. Oder der Therapeut ging in den Ruhestand.

Mit der Spitze ihres Bleistifts schattierte Wren die Haare der Frau. Vielleicht war das ja gar keine Rettungsmission. Vielleicht wollte die Frau mit dem Eimer mit einem Kind eine Sandburg bauen, und dieser Eimer war wie der rote Plastikeimer, den Wren und ihre Mutter früher immer an den Strand in der Nähe ihres Elternhauses in Australien mitgenommen hatten, wenn sie Muscheln suchen wollten. Die dunkelroten mochte Wren am liebsten.

Aber ihr Großvater hatte sie immer gewarnt, dass blau geringelte Kraken in den Gezeitentümpeln lauerten, sich in Muschelschalen oder unter Steinen versteckten. Sie müsse gut aufpassen, weil diese Lebewesen ein kleines Mädchen mit einem Biss lähmen und bewusstlos

machen könnten. Am Ende würde ihr Gift sogar zu Atemstillstand führen. Opa kannte ein Mädchen, das –

Sie musste atmen.

– mit seinem Großvater auf der Suche nach Seesternen gewesen war, als –

Atme.

Wren legte eine Hand auf ihre Brust, die andere unter ihren Brustkorb und atmete langsam durch die Nase, damit sich ihr Zwerchfell mit Luft füllte, genau wie ein Therapeut es ihr vor Jahren beigebracht hatte. Beim Ausatmen mit gekräuselten Lippen spannte sie ihre Bauchmuskeln an. *Den Oberkörper still halten, ganz still.* Einmal. Zweimal. Ein drittes Mal.

Siehst du? Alles in Ordnung. Atme nur weiter, schön langsam.

Nach ihrer Morgengruppe würde sie einen entspannten Tag am Strand des nahe gelegenen Lake Michigan verbringen, wo keine Wale strandeten, keine giftigen Kraken im Schatten lauerten und wo Kinder hüpfen und spielen und Sandburgen bauen konnten – zufriedene, glückliche und sorgenfreie Kinder, nicht verängstigte oder traumatisierte oder missbrauchte wie die, die ins Bethel-Haus kamen, sondern Kinder, die lachten und im Wasser tollten, unschuldig, geschützt und in Sicherheit.

Sie versteckte ihren Skizzenblock unter dem Kopfkissen, damit ihre Bettnachbarin ihn nicht fand. Dann band sie ihre Schuhe mit einer Plastikklammer – als Ersatz für die konfiszierten Schnürsenkel – zu und ging zum Schwesternzimmer.

Auf dem Weg zum Speisesaal waren das gequälte Stöhnen und die Protestschreie hinter den geschlossenen Türen deutlich zu hören. Das gleiche Stöhnen und die gleichen Protestschreie, die in den vergangenen Tagen wie eine Dauerschleife in Wrens Kopf abgelaufen waren. *Ich sollte gar nicht hier sein. Ich gehöre nicht hierher. Bitte helft mir!*

Während der letzten Monate hatte sie sich eingeredet, dass sie nach mehr als zehn Jahren Therapie und sechs unterschiedlichen Therapeuten – und natürlich im Rahmen ihrer Ausbildung zur Sozialarbeiterin – alle Hilfsmittel zusammengetragen hatte, die sie brauchte, um

den guten Kampf zu kämpfen, wann immer ihr Angstgegner wieder den Kopf in die Höhe reckte. Aber sie hatte sich geirrt. Naiv und voller Hoffnung hatte sie gedacht, sie könnte ihre Medikamente absetzen, ohne dies mit ihrem Arzt abzusprechen. Sicher, man konnte ihr vorwerfen, dass sie selbst schuld daran war, weil sie nicht proaktiv um Hilfe gebeten hatte, als sie dringend Hilfe brauchte. Aber sie hatte gehofft, sie käme allein zurecht.

Und das war ihr auch gelungen. Zumindest eine Zeit lang. Fast vier Monate hatte sie sich ohne Dr. Emerson durchgeschlagen, und ganze acht Monate ohne Casey. Man könnte sagen, sie hätte ein wenig Anerkennung dafür verdient, dass sie so lange durchgehalten hatte, ohne zusammenzubrechen, zumal ihr Job ihr einiges abverlangte. So viele Wale. So viele Mutter- und Babywale.

In den Fluren des Glenwood Psychiatric Hospital und an zahllosen fernen Küsten lagen Gott weiß wie viele hilflose Wesen, die seufzten und stöhnten, schlapp und desorientiert, die auf eine Gnadenmission hofften, auf einen Becher kaltes Wasser, die Rettung vor der Zerstörung, die Auferstehung vom Tod.

In den vergangenen drei Jahren hatte Wren zu den Rettern gehört. Jetzt, mit siebenundzwanzig, gehörte sie zu den Gestrandeten, die es satt hatten, gegen die reißende Strömung der Angst, Verzweiflung und Empfindsamkeit anzukämpfen, die sie ohne Vorwarnung und von einem Augenblick zum nächsten unter Wasser ziehen konnte. Wenn andere wüssten, welche inneren Kämpfe nötig waren, um nicht unter der täglichen Last des Kummers und Stresses zusammenzubrechen, wären sie vermutlich nicht erstaunt, dass Wren im Glenwood gelandet war. Vielleicht würden sie sogar Mitgefühl mit ihr haben. Aber sie hatte es ihnen nicht gesagt. Ihre Freunde und Kolleginnen wädhnten sie in einem dringend benötigten Urlaub.

Casey hätte sie die Wahrheit gesagt, und er hätte sie verstanden. Er hatte selbst Hilfe gebraucht. Mehrmals. Oft war sie es gewesen, die ihm beigestanden und ihn aus der Krise herausgeholt hatte. Aber jetzt nicht mehr. Das war nun die Aufgabe seiner Frau. Sie hoffte nur, dass Brooke aufmerksam war.

Wren häufte Röhrei auf ihren Teller, goss sich ein kleines Glas Orangensaft ein und nahm an einem kleinen Tisch in der Ecke Platz. Ganz bewusst wandte sie den anderen Patienten, die gemeinsam an größeren Tischen in der Mitte des Raumes saßen, den Rücken zu. Während sie langsam kaute, glitt ihr Blick über die gerahmten Kunstdrucke an der Wand. Sie sollten wahrscheinlich die triste Stimmung im Speisesaal und den nicht gerade erbaulichen Fensterblick auf eine Mauer kompensieren. Sie fragte sich, ob diejenigen, die die Drucke ausgewählt hatten, sich bewusst für Vincents Sonnenblumen und Schwertlilien und Weizenfelder und Gärten als Schmuck für eine psychiatrische Klinik entschieden hatten. Vielleicht wussten sie ja nicht, dass er einige dieser Gemälde während seines Aufenthalts in einer Nervenheilstation gemalt hatte. Vielleicht hatten sie die Gemälde ausgesucht, ohne den Hintergrund seiner künstlerischen Tätigkeit zu kennen, ohne sich bewusst zu machen, wie er seinen Schmerz angegangen war und sein Leiden in die Schaffung von etwas Schimmerndem und Transzendenterem hatte fließen lassen, indem er das wirbelnde Licht der Sterne oder das verwitterte Gesicht und die erschöpfte Haltung eines Feldarbeiters einfiel.

Egal, wie die Kunst an die Wände gekommen war, Wren war dankbar für die Schönheit inmitten der Verzweiflung. Hier an dem Ort, an dem sie seit fünf Tagen keinen Grashalm und keinen Baum gesehen hatte, zeigte Vincent ihr die Strahlkraft der Natur und erinnerte sie daran, dass es noch Orte gab, an denen sie atmen konnte. Zum Beispiel der von Mauern umschlossene Hof, in dem sie sich zweimal am Tag aufhalten durfte und wo ein Stück blauen oder grauen Himmels über den Betonmauern einen kleinen Ausschnitt jener Unendlichkeit offenbarte, die sie lockte und ihre Hoffnung beflügelte, dass sie eines Tages frei wäre von der bedrückenden Dunkelheit, die auf ihr lastete wie ein Felsbrocken auf einer Libelle.

Vincent zumindest hatte auf dem Gelände der Anstalt begleitete Spaziergänge machen und im Freien malen dürfen, wenn er gesundheitlich dazu in der Lage gewesen war. Wren fragte sich, wer entschieden hatte, dass Strenge und Kargheit für die Patienten einer

psychiatrischen Klinik wie Glenwood besser waren als Schönheit und üppige Vegetation. Wenn es nur einen Garten gäbe, in dem man sich an blühenden Pflanzen erfreuen könnte. Wenn es nur Blumen oder Vögel oder einen Teich gäbe. Irgendetwas Lebendiges und Belebendes.

Sie legte ihre Plastikgabel mit den abgerundeten Zinken aus der Hand und konzentrierte sich auf Vincents goldene Weizenfelder unter einem aufgewühlten Himmel. Das weite Blau erinnerte sie an den australischen Himmel, den sie als Kind so sehr geliebt hatte. In ihrer Erinnerung und Fantasie konnte sie dorthin reisen – zum Haus ihrer Großeltern, in dem sie mit ihrer Mutter zehn Jahre gelebt hatte. Ein Haus, das immer größer geworden war, wenn Opa hier eine Veranda anbaute, dort ein Schlafzimmer. Es stand auf einem Stück Land, das er dem Busch abgerungen hatte. Die Weide, auf der die Pferde grasten, war von Eukalyptusbäumen gesäumt.

Wren stellte sich vor, wie sie als kleines Mädchen mit einem Buch unter den Weidenbäumen am Teich saß und las. Wie Opa Weihnachtsbaumschmuck aus stacheligen Banksia-Zapfen schnitzte. Wie sie unter dem Kreuz des Südens lag und den Himmel nach Sternschnuppen absuchte. Wenn sie eine entdeckte, wünschte sie sich etwas. Hier war sie glücklich und zufrieden.

Aber schon damals hatten sich Schatten auf sie gelegt und das Bild der Freude und Zufriedenheit verdüstert. Die unheilvolle Dunkelheit rückte unaufhaltsam näher, so, wie es auch Vincent erlebt hatte. Die Sturmwolken ballten sich zusammen, die Krähen hockten in den Bäumen, der Zerstörer pirschte sich am helllichten Tag an sie heran und stieß furchterregende Drohungen aus, immer auf der Lauer, immer näher rückend, immer mehr den Lichthof der Sonne verdunkelnd. Damals hatte sie keine Worte für die Dunkelheit gehabt. Erst später lernte sie einen Namen dafür kennen. *Depression. Angststörung.*

„Die Gruppenstunden beginnen“, rief eine Stimme von der Tür aus. Obwohl die Teilnahme an den verschiedenen Gruppen keine Pflicht war, hatte man dennoch keine Wahl, wollte man die Therapeuten von seinen Fortschritten überzeugen. Bisher hatte Wren nicht eine Stunde versäumt.

Mit einem letzten Blick auf Vincents Himmel schob sie die Rührerreste in den Mülleimer, goss ihren Saft aus und folgte den anderen Patienten durch den Flur.



„Wren? Was für ein Name ist das denn?“

Jeden Tag die gleiche Frage von der Frau, die ständig auf ihrem Stuhl vor und zurück wippte und die Hände rang.

„Lass sie in Ruhe, Sylvia“, murmelte der Mann neben ihr. „Das ist ein sehr schöner Name.“

„Das ist ein Vogelname. Der Name eines Vogels. Wie ein kleines Vögelchen. Sie ist ein kleines Zirpvögelchen. Zirp, zirp.“

Wren hielt den Blick gesenkt und rang um Fassung, versuchte aber gleichzeitig, Mitgefühl für diese Frau aufzubringen. Wann würde Christie, die Sozialarbeiterin, endlich eingreifen? Im Bethel-Haus hatte Wren selbst viele Gruppen wie diese geleitet, mit ambulanten Patienten und Bewohnern, die traumatisiert und zutiefst verstört zu ihnen gekommen waren und für einige Zeit dort lebten. Manche von ihnen kämpften gegen die Dämonen der Abhängigkeit, andere waren auf der Flucht vor häuslicher Gewalt, und einige waren eine Gefahr für sich selbst und, ganz selten, auch für andere.

Sie gehörte nicht hierher. Beim Aufnahmegespräch hatte man Wren versprochen, dass sie nur ein paar Tage bleiben müsse, bis sie stabilisiert und medikamentös eingestellt sei. In dieser Zeit könne sie einige neue Strategien erlernen, um mit Stress umzugehen. Dann könne sie wieder nach Hause.

Sie sei erschöpft, hatte sie erklärt, geistig, körperlich, emotional und geistlich, und sie brauche nur eine kurze Atempause von ihrem Leben, einen Ort, wo sie kein Handy habe, wo sie nicht ständig mit den Bedürfnissen und dem Schmerz anderer Menschen konfrontiert werde, wo sie nicht an jeder Straßenecke mit dem Chaos und dem Leid der Welt in Berührung komme.

„Zirp, zirp, kleiner Vogel.“

Wren rieb sich die Nase.

„Kleiner Vogel, zirp, zirp.“ Sylvia lachte, laut und lange. „Hast du einen alten Bubukater gesehen? Kapiert? Kapiert, kleines Zwitschervögelchen?“

Hör auf!, forderte Wren still für sich. *Hör sofort auf damit!*

Sylvia beugte sich vor, sodass ihr Gesicht Wrens beinahe berührte. Ihr Atem roch sauer. „Zirrrrrrrp, zirrrrrrrp!“

Wren sprang mit geballten Fäusten und bebenden Nasenflügeln auf. Jemand packte sie und bog ihr die Arme nach hinten. Sie wehrte sich gegen die Umklammerung, konnte sich aber nicht aus dem festen Griff befreien.

Zirp, zirrrrrrrp! Der spöttische Schrei durchbohrte sie wie eine gezackte Klinge, und sie sank auf die Knie und flehte und schrie, das alles möge doch endlich aufhören.



Eine Stunde später erschien Dominic mit seinem Klemmbrett in der Hand im Türrahmen ihres Zimmers. „Ist es in Ordnung, wenn wir kurz reden?“ fragte er und betrat das Zimmer, ohne ihre Zustimmung abzuwarten. Mit dem Fuß angelte er sich den Schreibtischstuhl und setzte sich neben ihr Bett.

Wren zog die Knie an die Brust und die Kapuze ihres grauen Sweatshirts über den Kopf. Ihre Finger tasteten nach der Kordel – eine Rettungsleine, eine Nabelschnur, um sie zu erden. Aber die Kordel war zusammen mit den Schnürsenkeln konfisziert worden. „Ich wollte sie nicht schlagen.“ Ihre Stimme klang dünn, als käme sie von einem viel jüngeren Mädchen.

Er notierte etwas, ohne sie anzusehen. „Dr. Browerly wird Sie sehen wollen, wenn er nach dem Mittagessen wieder da ist.“

Wren wusste, worum es bei diesem Gespräch gehen würde: Bemerkte sie zunehmende Stimmungsschwankungen bei sich? Aggressive Gedanken? Hatte sie schon einmal mit gewalttätigem Verhalten zu kämpfen gehabt? Sie kannte die Checklisten.

„Ich schlafe nicht“, erwiderte sie, und zu spät wurde ihr bewusst, dass das in ihrer Akte vermerkt werden und dass man ihr daraufhin noch ein weiteres Medikament verschreiben würde. Aber wie sollte sie schlafen, wenn alle fünfzehn Minuten die Schwester in ihr Zimmer kam und mit der Taschenlampe kontrollierte, ob alles in Ordnung war? Wie sollte sie schlafen, wenn ihre Bettnachbarin schnarchte, wenn Patienten nachts über den Flur geisterten, manchmal sogar ungesehen an dem Schwesternzimmer vorbeischlichen und stumm im Türrahmen ihres Zimmers standen und sie anstarrten? Wie konnte sie hoffen, ihre Ängste in den Griff zu bekommen, wenn alles um sie herum das Gefühl von Hilflosigkeit und Verletzlichkeit in ihr verstärkte?

Sie sehnte sich nach Ruhe. Sie wollte schlafen und schlafen und nicht aufwachen. „Bitte schicken Sie mich nicht wieder in den Südflügel.“ Im Südflügel lagen die Patienten, die geistig schwer gestört waren. Wren hatte drei mörderische Tage dort verbracht, nicht weil ihr Zustand eine solche Unterbringung erforderlich gemacht hätte, sondern weil nur dort ein Bett frei gewesen war. „Bitte, Dominic.“ Ihre Bettnachbarin hatte Wren frisch genähte Wunden an ihren Armen präsentiert und nachts manchmal vor Angst aufgeschrien. Tag für Tag hatte Wren gebettelt, in den Nordflügel verlegt zu werden, und Tag für Tag war ihr gesagt worden: „Vielleicht morgen.“

Sie starrte auf ihr Armband. Darauf standen ihr Name und ihr Geburtsdatum. Aber das war nicht ihr Leben. Das konnte nicht ihr Leben sein.

„Christie deutete mir gegenüber an, dass Sie von jemandem aus der Gruppe provoziert wurden und dass Ihre Reaktion Züge einer posttrauma-“

„Nein.“ Wren kannte sich aus mit posttraumatischen Belastungsstörungen. Die hatte sie nicht. Obwohl sie eine entwickeln könnte, wenn man sie erneut in den Südflügel verlegte. „Ich bin müde. Das ist alles.“ *Nicht verrückt*, fügte sie still für sich hinzu.

Er blickte sie an. „Wurden Sie durch den anderen Patienten verletzt, der Sie festgehalten hat?“